Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 39. Düsseldorf, den 24. September. 1905.

Inhalt: Evangelium zum fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Weine nicht! — Cassianus Spitz O. S. B. — Buddhismus und Christentum. — Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas VII, 11—16.

„In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Naim hieß: und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Wittwe war: und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie gerührt, und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu, und er rührte die Bahre an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht."

Weine nicht!

Es war in der ersten Zeit der öffentlichen Wirksamkeit Jesu. Tags vorher hatte der Herr in Kapharnaum den gichtbrüchigen Knecht eines heidnischen Hauptmanns wunderbar geheilt und bei dieser Gelegenheit den bewunderungswürdigen Glauben dieses Mannes mit dem Lobspruche ausgezeichnet: „Wahrlich, so großen Glauben habe Ich in ganz Israel nicht gefunden!" — Nun wandert der Herr mit seinen Jüngern auf der nach Südwesten führenden Straße und kommt an das Tor der Stadt Naim, da man gerade einen Toten heraustrug. Vermutlich war es gegen Abend; denn mit Rücksicht auf das heiße Klima des Landes wurden die Toten in der Regel erst nach Sonnenuntergang beerdigt.

Die Stadt Naim, heute nur mehr eine große Ruine mit einigen wenigen bewohnten Hütten, war einst eine blühende Stadt von ziemlich beträchtlichem Umfange. Eine herrliche Gegend, lieber Leser, lag vor ihr ausgebreitet; nach einer Seite hin, ungefähr zwei Meilen weit, erhebt der Berg Thabor stolz sein Haupt, und die klaren Gewässer des Flusses Cison bespülten einst die Mauern der Stadt, die wegen ihrer herrlichen Lage Naim, d. i. „die Schöne", erhalten hatte.

Bei der Ankunft des Herrn an dem Stadttore wird also gerade der Leichnam eines Jünglings auf offener Bahre hinausgetragen. Und hinter dem Sarge geht wankenden Schrittes eine weinende Frau, eine Witwe, der ihr Einziges, Teuerstes, was sie noch auf Erden besessen — der einzige Sohn — nun entrissen war. Wer vermag es, den Schmerz einer Mutter zu ermessen, die auf ihr einziges geliebtes Kind in der Blüte des Lebens verzichten muß?

Der Tod ist eine Strafe der Sünde, lieber Leser und darum bitter immer und überall; es sträubt sich der Geist, aus der irdischen Leibeshülle auszuziehen; er hat das gebrechliche Wohnhaus so lieb gewonnen und sieht es nun zu seinem Schmerze zusammenbrechen. In der Regel aber ist der Mensch doch weniger an das irdische Leben gefesselt in dem einsamen, abgelegenen Dorfe, als in der Großstadt, wo er rings umgeben ist von allen Genüssen des geselligen Lebens. Und so ist es auch im Allgemeinen leichter zu sterben im Winter des Lebens — im Greisenalter — wo die Fäden, die uns ans Leben fesselten schon zumeist zerrissen sind; wo die Freunde und Verwandten, die unsere ganze Liebe besaßen, schon zumeist vor uns hinübergegangen sind; wo die Vereinsamung, das Zurückziehen vom Lebensberufe und vom gesellschaftlichen Verkehre uns mit dem Gedanken an den Tod wenigstens in etwa vertraut gemacht hat: als zu sterben im Frühling des Lebens, in der Jugend! Denn die Jugend mit ihrer Kraft und Beweglichkeit, mit ihrer Unruhe und mit ihrem unstäten Wesen, mit ihren Phantasien und Luftschlössern, gleicht ja dem lieblichen Frühling mit seinen Blumen und vielverheißenden Blüten, mit seinen lustig sprudelnden Quellen und seinen rauschenden Wäldern. Die hl. Schrift hat sich darüber auch sehr nachdrücklich ausgesprochen mit den Worten: „O Tod, wie bitter ist der Gedanke an dich für den, der sein Glück im irdischen Besitz findet, dem Manne, der in Ruhe lebt und dem es wohl geht in allen Dingen . . . o Tod, wie gut ist dein Urteilsspruch für den armen Mann, für den, der an Kräften abnimmt, für den Altersschwachen!" (Sirach 41.) Und der hl. Chrysostomus sagt: „Der Tod ist bei dem reichen, begüterten Manne ein doppelter; denn seine Seele hängt eben so sehr am Reichtum, als sie am Körper hängt; da er aber von seinem Reichtum ebenso, wie von seinem Leibe sich trennen muß, so hat er einen zweifachen Tod zu ertragen." — Was für einen größeren Reichtum gibt es aber auf Erden, lieber Leser, als Jugend, Gesundheit, Kraft und die damit verbundene Aussicht auf eine lange Lebensdauer? Ja, auch die Jugend ist ein Reichtum; dem Menschen erscheint in der Jugend das Leben als ein großes Kapital, und er möchte die Früchte desselben genießen, möchte seines Lebens froh werden, — da tritt nun der Tod freilich am bittersten ein, wenn sein eisiger Hauch die zarte Blüte in der Maienzeit vom Lebensbaume streift. Ergreifend ist darum der Anblick eines in der Vollkraft der Jahre plötzlich dahingeschiedenen Jünglings, einer in der Blüte der Jugend dahingerafften Jungfrau. Der hl. Sylvester Auxumanus ward einst vom Anblick der verwesenden Leiche eines edlen Jünglings, den er im Leben gekannt, so sehr erschüttert, daß er ausrief: „Ich bin jetzt, was dieser war, und werde in kurzer Zeit sein was dieser ist!" Und siehe! er verließ sein Besitztum, entsagte allen Freuden dieses irdischen Lebens und gründete in einer Einöde den Orden der Sylvesterianer. Nach einem in Gebet und Entsagung geführten Leben starb er als Abt im Jahre 1267.

Doch wir haben, lieber Leser, jenen Trauerzug in Naim fast aus dem Auge verloren. Wir wissen, der Verstorbene war seiner Mutter einziger Sohn; er war das einzige Ziel ihrer Mutterliebe, die Hoffnung ihres Stammes, ihres Alters Freude, Stab und Stütze. Ist überhaupt der Tod eines Kindes ein unnennbares Weh

fürs Mutterherz: welcher Schmerz ist es erst für eine Witwe, wenn der Tod ihr den einzigen Sohn hinwegnimmt! Klagt ja doch schon der Prophet Jeremias: „Du Tochter meines Volkes, bedecke dich mit einem Bußgewande und bestreue dich mit Asche, trage Leid wie um einen einzigen Sohn und weine bitterlich!" (Jer. 6,26.)

Mitleidig hatte eine Menge Volkes sich der trauernden Mutter angeschlossen. Und als der Herr sie sah, da ward auch Er von Mitleid bewegt und sprach: „Höre auf zu weinen!" Hier sehen wir wieder, lieber Leser, die menschliche Natur unseres Erlösers von Mitleid ergriffen. Er hat durch Seinen Eintritt in die Menschheit alle Leiden derselben auf Sich genommen, darum leidet Er den Jammer der Menschheit mit. So auch hier in Naim — während Seine göttliche Wesenheit schon beschlossen hat, ihre heilige, göttliche Macht hier walten zu lassen. So sagt der hl. Paulus von Ihm: „Er mußte in Allem Seinen Brüdern gleich werden, damit Er barmherzig würde und ein treuer Hoherpriester vor Gott, um zu versöhnen die Sünden des Volkes" (Hebr. 2). Wie nun dieses Mitgefühl der menschlichen Natur Jesu uns tröstet, so oft wir berührt werden von dem mannigfachen Jammer des Lebens, so soll anderseits Seine göttliche Macht uns wieder erheben und aufrichten.

Jesus trat hinzu, rührte die Bahre an und sprach: „Jüngling, Ich sage dir, stehe auf!" Hier bekundete sich die Gottheit, die mit der menschlichen Natur Sich geeint hat, denn „das Wort ist Fleisch geworden". Jesus trauert und bemitleidet als Mensch — Er ruft ins Leben als Gott!

Manche Witwe und Mutter beklagt auch einen Sohn, der abgeirrt ist vom Lichte der Wahrheit, von der Bahn der Tugend seiner ersten Jugendjahre. Mag sie trauern wie jene Witwe von Naim — möge sie aber nicht vergessen, im Gebete anzuflehen Ihn, der einst so gnädig geholfen, der, wie jedem Leser bekannt, auch der hl. Monica geholfen hat, — als sie um ihren Sohn Augustinus betete und weinte. Ja, der große hl. Kirchenlehrer hat nach seiner Bekehrung sich selber mit dem gestorbenen Jüngling von Naim und seine weinende Mutter Monica mit jener trauernden Witwe verglichen. Ein Bischof, dem sie einst ihren Kummer geklagt, hatte sie mit dem schönen Worte getröstet: „Es kann nicht sein, daß ein Sohn so vieler Tränen verloren gehe."

S.

Cassianus Spitz O. S. B.

Apostolischer Vikar von Süd-Sansibar und Titularbischof von Ostracine

stammte aus der Diözese Brixen und war geboren am 12. Juni 1866 zu St. Jakob am Arlberg als Sohn frommer Landleute Schon frühe erwachte in dem Knaben die Lust, sich dem Dienste des Herrn zu weihen. Mit elf Jahren trat er in das Fürstbischöfliche Gymnasium Vinzentinum zu Brixen, wo er sich durch sein sittsames Betragen und seinen Fleiß die Achtung und Liebe aller seiner Lehrer erwarb. Seine Lieblingsfächer waren besonders die alten Sprachen und Geschichte. Das Gymnasialabsolutorium bestand er im Sommer 1885 „mit Auszeichnung" und trat alsdann in das Fürstbischöfliche Priesterseminar ein. Die uns vorliegenden Studienzeugnisse beweisen, wie ernst es Bischof Cassian mit der Vorbereitung auf die heilige Priesterweihe genommen. Diese erhielt er am 28. April 1889 aus den Händen seines väterlichen Freundes, des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs Dr. Simon Aichner. Er wirkte hierauf über zwei Jahre als Kooperator zu Sellrain bei Innsbruck, ferner zu Umhausen und Längefeld im Oetztale. Allein schon seit Jahren hatte sich in ihm der Wunsch geregt, sein Leben Gott im Dienste der heiligen Mission zu weihen. Er suchte deshalb um Aufnahme im Missionskloster zu St. Ottilien nach, wohin ihm sein treuer Freund, P. Franziskus Mayer bereits vor einigen Jahren vorausgeeilt war. Die Aufnahme wurde ihm gern gewährt. Nur ungern sah der Herr Fürstbischof den jungen hoffnungsvollen Priester scheiden. Im Noviziat war P. Cassian, welchen Namen er bei der Einkleidung erhalten — sein Taufname war Franz — ein Muster mönchischer Gewissenhaftigkeit und Regeltreue. Oft sprach er, wie ein Mitnovize erzählte, vom Martyrium. Wohl niemand ahnte damals, daß er wirklich sein Blut im Dienste des heiligen Glaubens verspritzen werde.

Am 15. August 1892 legte er die heiligen Gelübde ab und war dann als Lehrer am Missionsseminar tätig. Schon im Juli 1898 wurde er mit zwei Brüdern nach der Mission entsandt. In Afrika war er zunächst eine Zeitlang in Dar-es-Salaam tätig, das er später gegen Kurasini vertauschte. Hier widmete er seine Kraft besonders der Erziehung der schwarzen Waisenknaben, deren Zahl schon damals über 70 betrug. 1896 kehrte er auf den Wunsch seiner Obern in die Heimat zurück, um dort seine sehr geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Im Mai 1897 ging P. Cassian zum zweiten Male nach Afrika. Der damalige Apostolische Präfekt Hochw. P. Maurus bestimmte ihn für Iringa, wohin er Ende Juni abreiste. Die Station war damals erst im Werden begriffen. Die Wohnungen der Missionäre bestanden aus einfachen Grashütten. Dazu kamen noch die Schrecknisse des Krieges mit den wilden Wahehe und ihrem Sultan Quawa. Trotz all dieser Wirren hielt P. Cassian als echter Missionär und Sohn St. Benedikts mutig aus. Neben dem Missionswerke betrieb er eifrig das für den Missionär so wichtige Sprachstudium. Mit großer Mühe sammelte er über dreitausend Kihehewörter, die er später als eigenes Wörterbuch herausgab. (Erschienen in den Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin: 5. Jahrgang, 3. Abteilung, 1900).

Gelegentlich betätigte er sich auch als Nimrod, indem er eine ganze Anzahl Antilopen und anderes Wild für die Küche erlegte. Auch Löwen und Leoparden rückte er als mutiger Jägersmann fest zu Leibe.

Allein so große Freude ihm die Jagd bereitete, so schoß er, wie er selbst in einem Briefe schreibt, nie des bloßen Vergnügens willen, da er dies mit seinem heiligen Berufe unvereinbar hielt.

In der ersten Hälfte des Jahres 1898 wurde P. Cassian nach der Küste zurückberufen, um eine Expedition in das Land der Wangani zu leiten und dort eine neue Missionsstation zu gründen. Er begab sich mit Bruder Laurentius zu Schiff nach Lindi und reiste von hier über Nyangao zunächst nach Lukuledi. Von hier brach er am 29. Juli 1898 mit zwanzig müham zusammengebrachten Trägern nach Ungoni auf. Der Marsch führte zirka 150 Stunden weit durch eine gänzlich unbewohnte Steppe. Es läßt sich denken, welche Summe von Mühsalen und Entbehrungen eine solche Reise in sich schließt.

Die Gründung der Station beschreibt der Hochselige selbst mit folgenden Worten: Unser Empfang bei den Wangoni gestaltete sich sehr freundlich; besonders der Häuptling Mputa hieß uns herzlich willkommen. Es war mein innigster Wunsch, mich in der Nähe seines Dorfes niederzulassen. Allein ich spähte vergebens nach einem geeigneten Platz zur Errichtung der Station. Eines Tages kehrte ich von der Militärstation Songea zurück, wohin mich wichtige Geschäfte gerufen hatten. Mein Führer hatte einen kürzeren Weg eingeschlagen und es fiel mir, als wir unserer neuen Heimat nahe gekommen waren, ein Hügel auf wegen seiner abgerundeten Form. Ich bestieg denselben und fand zu meiner Freude am Abhange eine Menge von Bruchsteinen. Sprudelnde Bächlein umspülten auf zwei Seiten seinen Fuß in einer Entfernung von kaum dreihundert Schritt. Zwanzig Minuten weiter eilt in rauschendem Gefälle ein wasserreiches Flüßchen dem Ruvuma zu und gut bewohnte Dörfchen gucken nach allen Richtungen aus den Wäldern hervor. „Hier ist der Ort, hier will ich gründen", sprach ich zu mir.

Die folgenden Jahre waren der Gründung und Erweiterung dieser Station gewidmet, die unter der trefflichen Leitung des Seligen sich immer mehr entwickelte und gegenwärtig bereits gegen 500 Christen zählt, während ein Kranz von acht Außenschulen mit ca. 450 Schülern den Hügel umschließt.

Da kam die Zeit des ersten Generalkapitels unserer Kongregation, der jüngsten Tochter des großen Benediktinerordens, und P. Cassian war durch das Vertrauen seiner afrikanischen Mitbrüder dazu ausersehen, neben dem Apostolischen Präfekten P. Maurus an demselben teilzunehmen. Er kehrte daher anfangs Mai des Jahres 1902 nach Europa zurück.

Nachdem die Verhandlungen Ende August beendigt waren, bat er seine Obern, sich auf einige Zeit zur Erholung in die Berge zurückziehen zu dürfen. Allein schon nach wenigen Tagen überraschte den nicht das Geringste ahnenden Pater die Kunde, daß Leo XIII. geruht habe, die seitherige Apostolische Präfektur Südsansibar zum Vikariate zu erheben und ihn zum ersten Apostolischen Vikar und Titularbischof von Ostracine ernannt habe.

Der Neuernannte wußte sehr wohl, daß für ihn die bischöfliche Würde eine sehr schwere Bürde bedeute und daß jetzt noch

größere Sorgen und Leiden da drüben seiner harrten. Trotzdem unterwarf er sich in aller Demut dem Willen des Apostolischen Stuhles. Er war sich voll und ganz bewußt, daß er diese Würde niemals gesucht oder auch nur im entferntesten daran gedacht habe; dies gab ihm nach seinem eigenen Wort Mut und Kraft.

Am 16. Nov. fand in St. Ottilien die feierliche Bischofsweihe statt. Als Konsekrator fungierte der Herr Bischof von Augsburg, Maximilian von Lingg, während die Herren Bischof Dr. von Henle-Passau und Weihbischof von Ow-Regensburg assistierten.

Fast scheint es, als ob der Herr Konsekrator schon damals das tragische Ende des Neugeweihten ahnte: „Ich ahne heute förmlich", so sprach er, „wie es den Aposteln zumute war, als sie sich trennten. Hochwürdigster Herr Bischof! Wann werden wir uns wiedersehen, wie werden wir uns wiedersehen? Werden wir uns je auf Erden wiedersehen? Jeder Bischofsitz ist mit Dornen gepolstert und der Ihrige wohl zehnmal mehr als der meine. Ich bewundere den apostolischen, den wahrhaft heroischen Mut, mit dem Sie hinausziehen auf ein Arbeitsfeld, dessen Bedeutung und Schwere wir vielleicht kaum zu ahnen vermögen."

Schon bald nach der Weihe trat der neue Apostolische Vikar seine Rückreise nach Afrika an. Hier entfaltete er eine äußerst reiche Tätigkeit. Zunächst besuchte er im Sommer 1903 die Innenstationen Kwiro, Peramiho, Kigonsera, Iringa und Madibira, um überall das heilige Sakrament der Firmung zu spenden und aus eigener Anschauung die Bedürfnisse, Erfolge und Hoffnungen auf den einzelnen Stationen kennen zu lernen. Die Reise dauerte von Mai bis Ende November, also fast volle sechs Monate.

Bereits im Januar 1904 finden wir Bischof Cassian schon wieder auf einer Visitationsreise. Diesmal bereiste er die südlichen Stationen Lindi, Nyangao und Lukuledi. Auch in Dar-es-Salaam entfaltete er eine stets intensive Tätigkeit. Er besuchte sehr oft die zur Station oder zu Kurasini gehörigen Außenschulen, um die Christen anzuspornen, hielt Katechesen usw.

Da das seitherige Wohnhaus der Missionäre in Dar-es-Salaam ungenügend war, baute er mit sehr geringen Kosten ein neues, das erst vor wenigen Wochen bezogen wurde.

Neben seinen oberhirtlichen Arbeiten betrieb er auch als Bischof eifrigst das Sprachstudium teils im eigenen Interesse, teils um auf diesem für den Missionar so wichtigen Gebiete seinen Untergebenen vorzuarbeiten. Schon als einfacher Pater hatte er zu diesem Zweck die kleine biblische Geschichte von Knecht ins Suahelt übersetzt, ebenso nahm er an der Abfassung eines Katechismus und Gebetbuches für die Schwarzen lebhaften Anteil.

Ueber den Missionar vergaß Bischof Cassian den Ordensmann niemals. Rührend war es anzusehen, mit welcher Gewissenhaftigkeit er auch als Bischof alle Vorschriften der heiligen Regel und Gebräuche des Hauses befolgte. Trotz seiner oberhirtlichen Würde unterwarf er sich demütig seinem Abte, den er als Vater ehrte und liebte. Vielleicht war es auch die Sorge um den teuren, im Innern Afrikas weilenden Vater, die ihn antrieb, trotz der drohenden Gefahr seine Reise fortzusetzen, bis ihn Mitte August das Verhängnis ereilte.

Jetzt weilt er, dessen dürfen wir wohl sicher sein, bereits im Kreise jener großen Apostel und Glaubensboten unseres heiligen Ordens, denen er im Leben und auch im Tode ähnlich geworden ist. Und so herb uns Ueberlebende der Verlust trifft, so freuen wir uns in dem Bewußtsein, jetzt einen Fürsprecher im Himmel mehr zu haben, der unablässig flehen wird für jene armen Heiden, deren zeitlichem und ewigem Wohlergehen er seine ganze Lebenskraft und sein Blut geopfert.

Wie sehr Bischof Cassian auch hier in Europa namentlich während seiner letzten Anwesenheit die Achtung und Liebe weitester Kreise erworben, das beweisen die zahlreichen tiefempfundenen Beileidstelegramme, die sofort bei der Nachricht von seiner Ermordung von den hohen und höchsten Stellen in Staat und Kirche einliefen. Sie alle bedauerten den schmerzlichen Verlust, den nicht nur unsere Mission, sondern auch die ganze Kolonie durch den Tod des tatkräftigen Mannes erfahren.

•

Die Missionsblätter, illustrierte Zeitschrift für das katholische Volk, mit Beilage „Stimmen aus St. Ottilien" (Missionsverlag St. Ottilien Post Geltendorf, Oberbayern) haben anläßlich der Ermordung des Herrn Bischofs, zweier Brüder und zweier Schwestern bei Liwale in Deutsch-Ostafrika eine reich ausgestattete mit 10 Illustrationen gezierte Extranummer herausgegeben, der die obigen Ausführungen entnommen sind. Der Preis der monatlich erscheinenden empfehlenswerten Missionsblätter beträgt jährlich nur 1,50 Mk.

□ Buddhismus und Christentum.

Die „weißen Buddhisten", wie man unsere Salonbuddhisten bezeichnet, glauben die Zeit gekommen, in Deutschland selbst eine buddhistische Propaganda zu entfalten. Dabei greifen sie gleich herzhaft zu und machen das Christentum der Einfachheit halber gleich zu einem Sprößling des Buddhismus.

Daß wir jüngst (im Juli) die Hypothese von dem buddhistischen Ursprung des altchristlichen Fischsymbol etwas näher auf ihre — Unhaltbarkeit untersucht, veranlaßt einen unserer Neobuddhisten, Herrn Dr. Arthur Pfungst im „Freien Wort" (Nr. 11, erstes Septemberheft) zu einer Replik, in der er den Versuch macht, seine unhaltbare Stellung zu retten mit der weiteren Behauptung, daß die Abhängigkeit des Christentums vom Buddhismus ausgemachte Sache sei.

Kuhn, Van den Bergh und auch schon Seydel sollen den wissenschaftlichen Nachweis geführt haben, daß in späterer Zeit buddhistische Einflüsse auf die christlichen Legenden stattgefunden haben und daß es so gut wie erwiesen ist, daß beispielsweise die Geschichte von Simeon im Tempel (Luk. 2, 26—52) identisch ist mit der buddhistischen Geschichte von Asita.

Warum fügt denn Herr Dr. Pfungst nicht auch bei, wie die wissenschaftliche Kritik sich zu diesen Werken gestellt hat? Daß die Seydelsche christlich-buddhistische Evangelien-Harmonie-Hypothese energisch zurückgewiesen wurde? daß der zuletzt genannte Van den Bergh in seinem Buche „Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen" zwar die Tendenz hat, solche Einflüsse nachzuweisen, aber am Schlusse seiner Untersuchungen schließlich seine Hypothese nur mit dem vagen Satz zu stützen versucht:

„Der Verkehr zwischen Indien und Westasien hat in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung einen hohen Aufschwung genommen. Es ist nachgewiesen, daß die Christen des 3. Jahrhunderts und späterhin sich indische Legenden angeeignet und zu erbaulichen Zwecken benutzt haben. Der Weg, auf dem diese nach Westasien gelangten, kann bereits früher dieselben Dienste geleistet haben" (S. 102).

Wer will einen solchen vagen Satz als wissenschaftlicher Beweis betrachten? Als ob er sich bei den Evangelien erst um Erzeugnisse des 3. Jahrhunderts handle und nicht schon des ersten. Darum handelt es sich also, für diese Jahrzehnte, für die Zeit von 40—60 n. Chr., buddhistische Einflüsse nachzuweisen. Daß aber um diese Zeit Buddha und Buddhismus im Abendland bekannt gewesen sei, wird Pfungst wohl selbst nicht behaupten wollen.

Mit Recht bemerkt daher ein so vorzüglicher Kenner des Buddhismus wie Oldenburg in seiner Kritik der Van den Berghschen Schrift:

„Die Möglichkeit, daß Buddhistisches in die Kreise eingedrungen ist, in denen die Evangelien entstanden, muß ja selbstverständlich in abstracto zugegeben werden. Aber ziehe ich in Betracht, wie schattenhaft im übrigen die Spuren abendländischen Wissens von Buddha und dem Buddhismus in älteren Zeiten sind, so kann ich es nicht allzu wahrscheinlich finden, daß die altchristlichen Gemeinden oder Autoren so rasch, wie das angenommen werden müßte, eine solche Fülle von Legenden aufgefangen haben sollten. Man bedenke, daß die angeblichen buddhistischen Einflüsse bis in die den Synoptikern gemeinsame Schicht zurückreichen müßten" (Th.-Lit.-Ztg. 1905 Nr. 3).

Bei derselben Gelegenheit spricht sich Oldenburg auch aus über die von den modernen Buddhaphantasten ohne alle wissenschaftliche Skrupel als so gut wie erwiesen behauptete Identität der Simeonsgeschichte und der Asita-Legende urteilt:

„Wer konkrete Erfahrungen darüber besitzt, zu wie weitgehenden Uebereinstimmungen oft die Gleichheit der Motive führt, wird in den hier angeführten Aehnlichkeiten, neben denen auch ausgeprägte Unähnlichkeit nicht fehlt, kaum einen sehr starken Beweis für eine Entlehnung erkennen."

Aber so machen es unsere Neobuddhisten in ihrem Bestreben, das Christentum als eine Art buddhistischen Gewächses erscheinen zu lassen: die Unähnlichkeiten der betreffenden Erzählungen lassen sie unter den Tisch fallen, die Aehnlichkeiten bauschen sie auf und lassen hier ebenfalls weg, daß bei näherem Zusehen diese angeblichen Aehnlichkeiten sich sehr verringern und außerdem die so sehr betretenen Analogien der Lehre etwas wesentlich anderes sind als die entsprechenden christlichen Lehren.

Nach Pfungst ist Turkestan das Land, aus dem nächstens neue Aufschlüsse über die Ursprünge des Christentums zu erwarten seien und er beruft sich hier auf Pischel, der „unerwartete Aufschlüsse" über unsere Frage ankündigt, da Turkestan das Land gewesen sei, wo syrische Christen, Manichäer, Zorrastrier, Buddhisten und Anhänger noch anderer Religionen zusammentrafen (Deutsche Lit.-Ztg. 1905 Kol. 2940, wo Pischel

die Van den Berghsche Schrift bespricht.) Trocken repliziert darauf Oldenburg: „Wenn nur die schönen Funde, die in Turkestan gemacht wurden, indem sie diesem Land für unser Erkennen hohe Bedeutung verleihen, nicht dazu führten, die Rolle, die das Land in den Vorgängen selbst gespielt hat, zu überschätzen!" Und da fehlt es wahrlich nicht an Beispielen für solche Ueberschätzungen! Jedenfalls sollten die Herren nicht vergessen, ehe sie auf die Feststellung von Abhängigkeitsverhältnissen sich einlassen, den Besitzstand der jeweiligen Religion festzustellen, also hier zu untersuchen, wie das Christentum, das die syrischen Christen mit nach Turkestan brachten, beschaffen war, welche Symbole usw. sie bereits im Gebrauch hatten usw. Das würde vor vielen Irrgängen bewahren!

Wenn ferner Pfungst sich entrüstet, daß wir seine Deutung des buddhistischen Bundeszeichen, das Swastika, als eines Kreuzes nicht annehmen, je nun so befinden wir uns in der besten buddhistischen Gesellschaft, nämlich des buddhistischen Missions-Verlags in Leipzig, in dessen Schriften ebenfalls dieses Zeichen als Rad d. h. als Sinnbild des ewigen Kreislaufs (Samsāra) dargestellt wird.

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek.

Unter den zahlreichen Sammlungen guter Jugend- und Volksschriften nimmt die naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek eine hervorragende Stelle ein. Es war ein guter Gedanke, der den Verlag bei der Gründung dieser Bibliothek leitete. Bei der Hochflut der billigen Schundliteratur, die mit öder, trostloser Lektüre den Geist abstumpft und verflacht, ist es wirklich mit Freuden zu begrüßen daß eine Reihe von gediegenen Schriften erschien, deren Hauptaufgabe es ist, Sinn und Verständnis für die Erhabenheiten und Schönheiten in der Natur zu erwecken. Diesen Zweck verfolgt in erster Linie die naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. Sie bringt in jedem Bändchen abgeschlossene Abhandlungen über irgend einen Gegenstand aus dem Reiche der Natur unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen. Die Stoffe werden nicht in jenem trockenen Lehrstil behandelt, der das lehrreichste Buch der Jugend langweilig erscheinen läßt und vom Studium naturwissenschaftlicher Bücher abhält. Es herrscht vielmehr ein flotter Plauderton vor, das Belehrende ist geschickt mit dem Unterhaltenden verbunden. Bei dieser Art der Behandlung der Themata wird die Jugend stets gerne zu den Büchern greifen, die ihr eine Fülle schätzenswerten Wissens bieten und viele bisher unbeobachtete Schönheiten in der Natur erschließen. Das werden sie bei jedem Leser tun, der den Darlegungen der Verfasser mit Aufmerksamkeit folgt. Vom Standpunkt einer idealen Weltanschauung aus führen die Autoren den Leser durch den Weltruin, an dem unscheinbarsten Gegenstand beweisend, daß er seinen Zweck hat und nötig ist im Haushalte der Natur. Der Grundgedanke eines jeden Buches ist schließlich der, zu zeigen, daß überall eine sichtbare, wunderbare Ordnung herrscht die mit zwingender Notwendigkeit auf das Dasein eines mächtigen, weisen und gütigen Schöpfers hinweist. Wie ein roter Faden zieht sich dieser Gedanke durch alle Abhandlungen.

Wenn wir uns mit diesem generellen Urteil begnügen und uns nunmehr den neu erschienenen Werken zuwenden, so können wir feststellen, daß sich die sechs neuesten Erscheinungen der naturwissenschaftlichen Bibliothek würdig den bis jetzt vorliegenden, früher schon besprochenen Büchern anschließen. Band 17 bringt aus der Feder von Franz Neureuter eine Abhandlung über den Fuchs. Ein populär geschriebenes Buch über den Fuchs, wie es Neureuters Werk ist, erscheint uns um so wünschenswerter, als gerade über Meister Reineke die unglaublichsten Ansichten im Volke verbreitet sind. Was erzählt man sich nicht alles von Reinekes Schlauheit und Verschlagenheit von der List, die er anwendet, um den Jäger zu hintergehen, und dergleichen Dingen mehr. In Neureuters Buche begegnen wir dagegen dem Fuchse wie er leibt und lebt. Seine Lebensweise, sein Nutzen und Schaden und seine vielgerühmten Eigenschaften werden in klarer, der Wahrheit entsprechenden und so fesselnder Form dargestellt, daß des Lesers Interesse am Tierleben erweckt und zu dessen Beobachtung in der freien Natur angeregt wird. Darin meint der Verfasser mit Recht, wird mancher einen höheren und reineren Genuß finden, als in manchem andern, worin er dies bis jetzt suchte. Die Ausführungen werden durch eine Anzahl Illustrationen in dankenswerter Weise ergänzt, von denen wir die beiden farbigen Nachbildungen eines Gemäldes von dem Düsseldorfer Maler Johannes Deiker besonders erwähnen wollen.

Das folgende Bändchen bringt aus der berufenen Feder des Jesuitenpater Handsam eine belehrende Beschreibung des Mikroskops durch das uns eine andere Welt, wundervoll an Gestalt gesetzmäßig in ihrer Entwicklung, erschlossen worden ist. Durch diese Welt führt uns der Verfasser und lehrt uns ihre kleinsten Gebilde kennen. Eine erstaunliche Fülle Schönheiten und Herrlichkeiten birgt diese „kleine Welt" in sich. Berichten wir dabei, führt der Verfasser aus, die Verschiedenheit dieser Naturdinge von so erstaunlicher Mannigfaltigkeit, eine gegenseitige Verschiedenheit oft sonst nahestehender Organismen, eine gesetzmäßig auftretende Verschiedenheit bis auf ihr kleinstes Gehäge und Gewebe, so können wir uns nicht dem Gedanken verschließen, es liege hier ein System, ein gemeinschaftlich einheitlicher Plan zu Grunde, der höher weist, als auf ewige blinde Naturkraft, die keinem Herrn und Gesetzgeber untersteht. Ein jeder, der den in einer edlen und bildenden Sprache abgefaßten Darlegungen folgt, wird auf jeder Seite des Buches eine Bestätigung dieser Worte finden.

Unschuldig Verurteilte in Tier- und Pflanzenwelt lautet der Titel des 19. Bandes, der Joh. Alf. Ulsamer zum Verfasser hat. Das Büchlein will dazu beitragen, daß die nützlichen Tiere auch für nützlich anerkannt und nicht unschuldig verfolgt und ausgerottet werden, und daß die mehr nützlich als schädlich befundenen Tiere Nachsicht und Schonung zur rechten Zeit finden. Gewiß eine edle Aufgabe, der der Verfasser in jeder Weise gerecht wird. Ulsamer gibt von den in Frage kommenden Tieren und Pflanzen eine kurze, treffende Beschreibung und erläutert dann eingehender deren Nutzen und Schaden. Eine Anzahl teilweise prächtiger Illustrationen unterstützen die Bemühungen des Verfassers. Diesem Buche, das viel Nutzen schaffen, aus Unkenntnis der Tier- und Pflanzenwelt resultierenden Schaden verhindern wird, wünschen wir eine recht weite Verbreitung. — Ein Bild von dem Gewerbefleiß im Insektenstaat entrollt Johann Bender in Band 20 der Bibliothek. Wir haben da Gelegenheit, die Baumeister, Gärtner, Totengräber usw. unter den Insekten und deren Leben und Weben kennen zu lernen. An Hand zahlreicher Illustrationen zeigt uns der Verfasser die einzelnen Insekten in ihrer Tätigkeit und führt uns so ein Beispiel energischer Arbeit und unermüdlichen Schaffens vor Augen. Das Buch zeigt ferner die Gesetzmäßigkeit und wunderbare Ordnung in der Insektenwelt und beweist, daß das kleinste und häufig lästig empfundene Insekt notwendig ist zur Erhaltung des Gleichgewichtes im Haushalte der Natur.

Auf die Spuren der Geschöpfe, die ihre Tätigkeit im Dunkel der Nacht ausüben, führt uns Richard Borgmanns Werk: Lichtscheues Gesindel. Wir beobachten die „lichtscheuen Räuber" und „nächtlichen Raubritter der Wildnis" auf ihren Schleichwegen und lernen selbst die zahlreichen Geschöpfe, die selten oder nie ans Licht des Tages kommen, in ihrer Behausung und auf ihren Jagdzügen kennen. Ein munteres Leben und Treiben entrollt sich da vor dem geistigen Auge des Lesers. Bilder, die im Freien zu beobachten wohl die wenigsten Gelegenheit haben und die sich doch fast in jeder Nacht wiederholen, führt uns der Verfasser in den einzelnen Abschnitten vor Augen. Das Buch ist flott und packend geschrieben und reich illustriert. —

Einen würdigen Abschluß erhält die Reihe der Neuerscheinungen durch Dr. Seb. Killermanns Buch: „Leuchtende Pflanzen und Tiere." Der Verfasser hat damit ein für die meisten unbekanntes Thema angeschnitten. Daß faules Holz leuchtet, ist vielleicht manchem bekannt, daß aber auch Fleisch und gewisse Tiere im Dunklen strahlen, wird vielen neu sein. In dem vorliegenden Werke werden nun die Ursachen des Leuchtens des Holzes, der Tiere und des Meeres eingehend erörtert und untersucht. Bilder von unvergleichbarer Schönheit und Farbenpracht werden vor unseren Augen entrollt. Wenn der Verfasser das Meeresleuchten bespricht und diese prachtvolle Naturerscheinung in ihrer ganzen Herrlichkeit ausmalt, dann steigt wohl in jedem der Wunsch auf, einmal Zeuge dieses unvergleichbaren Schauspiels zu sein! Neben diesen farbenprächtigen Bildern bietet das Werk viel Belehrendes und Wissenswertes.

Diese Sammlung guter Volksschriften können wir nur auf das wärmste empfehlen. Der Preis beträgt für das Bändchen brosch. Mk. 1,20 in eleganter Originalleinwand Mark 1,70, ein bei der Qualität der Bücher wahrer Spottpreis. Die Bibliothek kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden, sowie auch direkt von der Verlagsanstalt G. J. Manz in Regensburg. rth.

Druck und Verlag: Düsseldorfer Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorfer Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: H. Conzen, Düsseldorf.